

ZUR KOMMUNIKATIVEN FUNKTION VON EIGENNAMEN

Michal Rubáš

Tomáš-Baťa-Universität in Zlín, Tschechische Republik

Summary: On the basis of Hans-Werner Eroms pragmatic style theory and by means of a language-political history of an education reform implementation, namely of the so called Bologna Process, the following text is an attempt to elucidate essential conditions of the manipulative style effected by the use of proper names. Thereby, Keith Donnellans reference theory and Saul Kripke's notion of the rigid designator appear as particularly revealing. The manipulation violating the cooperative principle of Grice is explained by the assessments of the causal-historical theory of reference and based on the tensions and blendings of attributive and referential relatedness to the thematized object in the respective discourses. Afterwards, the result of the analysis is directly linked to an important evolutionary consideration that turns the language ability as such into a subject of discussion: The crucial conditions of the language manipulation skills performed by means of proper names are constitutive for the phenomenon *language* in general.

Keywords: proper names, manipulative style, reference theory, Eroms "Stileffekt", university education reform in Germany.

Einleitung

In ihrem beachtenswerten Aufsatz haben Angermüller und Scholz (2013) das Manipulationspotential eines Eigennamens in seiner realen, historischen Auswirkung vorgeführt. Sie belegten empirisch, dass die Einführung des Propriums „Bologna“¹ den öffentlichen Debatten-Stand bezüglich einer Hochschulreform derart verändert hat, dass die Durchsetzung der bildungspolitischen Maßnahmen in Richtung Liberalisierung erleichtert wurde. Aufgrund des begrifflichen Apparats der pragmatischen Stiltheorie von Hans-Werner Eroms und mit Hilfe von einigen sprachphilosophischen Eigennamenstheorien möchte ich in diesem Beitrag aufzeigen, dass das Manipulationspotenzial im Wesen des Eigennamens als

¹ Der Ausdruck geht auf die 1999 von 29 europäischen Bildungsministern im italienischen Bologna unterzeichnete politische Erklärung zurück. Zum Inhalt vgl. [Angermüller/Scholz 2013: 289-290].

solchem liegt, und angeben, welche Eigennamens- bzw. Referenztheorien dieses Potential verständlich machen. Es werden also semiotische Bedingungen des Manipulationspotentials eines in den Diskurs eingeführten Eigennamens beschrieben, und zwar mit Hilfe von aus der Logik und der Sprachphilosophie stammenden begrifflichen Unterscheidungen.

Die stiltheoretische Begrifflichkeit Eroms wird dabei einbezogen im Kontext einzelner alternativer Annahmen, die mögliche Motivationen bzw. kommunikative Absichten der den Eigennamen verwendenden Befürworter der Liberalisierung angehen. An diesem Beispiel wird ersichtlich, dass wenn in einer kommunikativen Situation mehrere kommunikative Absichten vorkommen bzw. seitens der Diskursakteure angenommen werden, in einer pragmatischen Stiltheorie auch dieselben Sprachmittel (z. B. Eigennamen) verschiedene Stilwerte tragen müssen. Damit soll ein Beitrag zur stiltheoretischen Erfassung des Phänomens sprachliche Manipulation geleistet werden.

Nach der kurzen Wiedergabe von Eroms' stiltheoretischem Ansatz (1) und dessen teilweiser Zurückführung auf seinen philosophischen Ausgangspunkt bei Grice' pragmatischem Begriff der konversationellen Implikatur (2) wird auf die von Angermüller und Scholz erforschte sprachpolitische Durchsetzung der Hochschulreform in Deutschland eingegangen, die unter dem Terminus „Bologna-Prozess“ bekannt ist (3). Unter Einbeziehung der aufbereiteten pragmatischen Begrifflichkeit erfolgt im letzten Abschnitt (4) die sprachtheoretische Aufklärung dieses aussichtsreichen bildungspolitischen Bemühens.

(1) Eroms Stiltheorie: Normbruch und kommunikative Funktion

Stilistische Einheitlichkeit eines Textes ergibt sich nach Eroms 1. aus der Einhaltung der gegenwärtig geltenden Stilnormen und/oder 2. aus einer Art der Durchbrechung dieser Normen. Das „Janusgesicht“ (Eroms 2014:16) des Stilbegriffs drückt sich in der zweifachen Ausprägung der Stilistik aus: als normativer Stilistik und als Individualstilistik.²

² So gelten Werke von Adelung [1785] und Moritz [1793] als bahnbrechende Werke für das Begründen der normativen (Adelung) und der individuellen (Moritz) Stilistik. Im Unterschied etwa zu Sanders [2000: 19] hebt Eroms einen komplementären Zugang hervor: beide Herangehensweisen sind zwei Seiten einer Medaille. Für das Individuelle ist nämlich das Allgemeine eine „Folie“, auf der das erstere sichtbar wird [vgl. Eroms 2014: 16].

Die stilistische Einheitlichkeit eines Textes artikuliert sich laut Eroms zunächst in der Dichotomie „Ausdruck mit einem Stilwert“ – „stilneutraler Ausdruck“ [vgl. Eroms 2014: 22]. Dem individuellen Stil des Autors eines Textes wird dadurch Rechnung getragen, dass die Binarität durch das Stilmerkmal „Stileffekt“ erweitert wird, so dass sich die folgende Dreiteilung von Stilmerkmalen eines Textes ergibt:

Stilwert: alle Ausdrücke, die in einem Text aufgrund gebräuchlicher Muster zu erwarten sind;

Stilneutrale Ausdrücke: diejenigen, die in beliebigen anderen Texten vorkommen können, die keine Textsorte als solche charakterisieren;

Stileffekte sind der Charakter von allen Ausdrucksweisen, die offensichtlich in die Textsorte nicht hineingehören, die jedoch die kommunikative Funktion des Textes bzw. des Autors unterstützen [vgl. Eroms 2014: 23].

Stilwerte heben sich also von der stilneutralen (stilistisch nicht-markierten) Ausdrucksweise ab, Stileffekte haben die Funktion, von den Stilwerten in auffälliger Weise abzuweichen, also die Norm der Textsorte zu verletzen. Eroms' Stilanalyse basiert also auf dem zweistufigen Abheben auf der Folie der (relativ) nicht-markierten Ausdrucksweise. Die Ebene der allgemeinen Textsorte mit sie definierenden Stilwerten dient als nichtmarkiertes Feld für das Individuell-Stilistische [vgl. Eroms 2014: 22].

Ein Text ist laut Eroms dann individual-stilistisch gelungen, wenn die Normbrüche einer Einheitlichkeit unterliegen, indem sie zum Mitteilen der kommunikativen Absicht des Autors beitragen. Eine stilistische Normverletzung wäre als Merkmal eines stilistischen Fehlers zu interpretieren, wenn diese sozusagen als Selbstzweck erschiene, wenn sie also keinen Beitrag zum Verständnis der Intention des Autors leistete.

(2) *Stileffekt und konversationelle Implikatur von Grice*

Das Vorhaben von Grice war es zu zeigen, wie Hörer die kommunikative Funktion einer Äußerung rezipieren. Ihr Verstehen gründet sich auf das Anwenden des Kooperationsprinzips und seinen Spezifikationen (konversationellen Maximen) einerseits und auf die nicht zu thematisierenden Präsuppositionen andererseits, die den Verstehenskontext ausma-

chen und die von Grice als konventionelle Implikationen bezeichnet werden [vgl. Grice 1975: 45-46]. Misslingt das Verstehen mittels dieser Momente, passt das Gesagte zu der Gesamtauffassung der Situation nicht, dann nimmt die Interpretation eine Form von Schlussverfahren auf, das eine Brücke sucht zwischen dem konventionellen Verstehen und den konversationellen Maximen einerseits und dem Gesagten andererseits: was musste gemeint werden, damit das mutmaßlich verletzte Kommunikationsprinzip als unverletzt gedacht werden kann? Das „konversationell Implizierte“, das in solchem Reparaturverfahren erschlossen werden muss, hat also die Funktion, die (scheinbar) widersprüchlichen Momente zu versöhnen. Die erschlossene Intention des Sprechers macht also ein auffällig dissonantes Element in dem Text kohärent und zweckmäßig. Der Hörer entdeckt sie, indem er die allgemeine (Kommunikations-)Regel aufrechterhält.

Es lässt sich aufgrund des Gesagten schlussfolgern: Bei Eroms macht eine Regelverletzung die individuelle Intention greifbar und diese legitimiert rückwärts die Regelverletzung, indem sie sie sinnvoll in ein breiteres Ganzes (in sich selbst) integriert und dadurch zweckmäßig macht. Aus dem allgemeinen Stil wird dadurch ein individueller. Bei Grice wird das Individuelle für den Rezipienten zugänglich, indem das allgemeine Prinzip als erhalten gedacht wird bzw. indem der Schein der Regelverletzung als Schein erwiesen wird.

Die Analogie beider Ansätze besteht darin, dass die Erfahrung eines Normbruchs (bzw. eines Markierten, eines Auffälligen), den der Autor begangen hat, bei dem Rezipienten die Annahme einer individuellen kommunikativen Absicht des Emittenten motiviert.

(3) Alternativlose Monosemierung oder der Bologna-Prozess

In ihrer Forschung verbinden Angermüller und Scholz semantische und pragmatische Bereiche, nämlich die Wortfeldanalyse, die semantisch erstarrtes gesellschaftliches Wissen identifiziert, mit der Aussagenanalyse, die einen Diskurs gründende Subjektpositionen definieren soll. Es sind gerade „Diskurse“, in denen der Sinn des Zeichenmaterials konstruiert und in denen auf die hierarchisch positionierten Sprecher hingewiesen wird. In diesem Zusammenhang stellen die Autoren die allgemeine Frage

nach der Konstituierung der sozialen und politischen Wirklichkeit, die die Handlung der Diskursteilnehmer lenke, sowie die konkrete Frage nach der diskursiven Funktion des Eigennamens *Bologna* [Angermüller/Scholz 2013: 288].

Beide Forscher suchen durch ihre Arbeit die These zu stützen, dass im „Bologna-Diskurs“ der europäische Hochschulraum mitsamt seinen Akteuren konstruiert und gerechtfertigt wurde [Angermüller/Scholz 2013: 289]. Mit ihrem Korpus von mehr als 6000 Zeitungsartikeln der Zeitspanne von 1994 bis 2010, in denen Kookkurrenzen und Kollokationen bestimmter Lexeme bei bestimmten Sprechern zu verfolgen waren, konnten sie belegen, dass „Bologna“ eine Manifestation eines breiter konzipierten und länger fortdauernden Liberalisierungsprojektes ist [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 297] – weshalb sie zunächst die zu analysierende Sprache der Hochschulreform von Bologna durch den historischen Kontext einrahmen.

Aus dem Zeitraum vor der Reform registrieren sie vor allem 3 Ereignisse: die gesellschaftlich-kulturelle Umwandlung der 1960er Jahre, die einige politische Debatten hinsichtlich des Status von Hochschulen gebracht haben, das bayrische Landeshochschulgesetz von 1997 und den sog. Lucky Streik, der bundesweiten Charakters war und seit den 1960er den größten Studentenprotest in Deutschland darstellt.

Die Autoren weisen auf die Tatsache hin, dass im Unterschied zu den 1960er Jahren, als die Diskussionsthemen um die Frage der Demokratisierung der Gesellschaft kreisten, sich die Debatte der 1990er Jahre auf technokratische Werte wie Konkurrenzfähigkeit, marktwirtschaftlich konforme Handlung und unternehmerische Leitungstechniken konzentriert [Angermüller/Scholz 2013: 289]. Das Ziel der Hochschulreform dieser Zeit sei die Verwandlung der am Prozess der Hochschulbildung Teilnehmenden in unternehmerisch handelnde Einheiten, die dem freien Spiel der Kräfte und Einflüsse ausgesetzt sein sollen.

Was das im Jahre 1998 verabschiedete bayrische Landeshochschulgesetz betrifft, hätte es laut Angermüller und Scholz auch dieser neoliberalen Agenda zu dienen, da seine Ziele und Werte waren: Steigerung der Konkurrenzfähigkeit unter Schulen mittels der Verstärkung ihrer Autonomie bei der Entwicklung eigener Profile; Flexibilisierung ihrer Budgets; Verwaltungseffektivierung durch die Deregulierung der Verwal-

tungsvorschriften; mehr Autonomie im personalen Bereich; Einführung der Stabskultur in den Bereich der Studiums- und Prüfungsordnungen und nicht zuletzt Verkürzung der Studiendauer [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 297].

Der Lucky Streik hatte den Autoren zufolge [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 291] in der Bundesrepublik regional bedingte Akzente: Während in Bayern der konkrete Gegenstand der Studentenproteste das neue Hochschulgesetz war, wandte sich der Widerstand der Studierenden in den anderen Bundesländern gegen die Überfüllung der Lehrräume und die allgemeine Unterfinanzierung, gegen das geplante Schulgeld und gegen mangelnde Solidarität mit ärmeren Studenten [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 297]. Die Presse folgerte aus der Lage den Bedarf an Umgestaltung des Hochschulsystems in Richtung unternehmerische Universität. Dieses Ziel würde eben auch mittels der diskursiven Funktion des in die Debatte eingeführten Eigennamens umgesetzt [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 300].

Die lexikometrische Analyse und die Aussagenanalyse ergaben eine qualitative Differenzierung des Hochschulreformdiskurses, die dessen Zeitabschnitten folgendermaßen entspricht:

1. Es wurde in Deutschland nach den Studentenprotesten eine politische Debatte bis zum Jahr 2003 geführt.
2. Seit diesem Jahr wird in den Medien kein Konflikt mehr abgebildet, politische Entscheidungen rechtfertigte man durch das Expertenwissen. Die in der Presse thematisierte „Hochschulreform“ wurde ohne Inhalt erörtert, man verbreitete dabei den Eindruck einer politischen Routine und Formalität.
3. Erst das Jahr 2009 bringt eine Veränderung, die Gehalte beginnen genannt zu werden und die Bologna-Modernisierung verliert allmählich den Charakter der entscheidenden Instanz. Die Bundesministerin für Bildung kommt daraufhin mit der Figur der „Alternativlosigkeit“ [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 296]: Man habe Versäumnisse in Bezug auf die Vereinheitlichung der Studienabschlüsse und in der Einführung des zweistufigen anglo-amerikanischen Modells nachzuholen. Die Ausdrücke „Hochschulreform“ und „Bologna-Prozess“ kookkurrieren, die nationalen und transnationalen Themen verschmelzen zu dieser Zeit [vgl.

Angermüller/Scholz 2013: 300-301]. „Der Bologna-Prozess wird vor allem mit der *Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulraums* bis 2010 in Zusammenhang gebracht“ [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 301].

Zusammenfassend gesagt hat ein rechtlich unverbindliches Dokument laut den Autoren die Grundlage für eine weitreichende Rekonstruktion des Universitätsunterrichts geschaffen. Durch das Benennen mit Eigennamen würden die Reformen der politischen Debatte entzogen, darüber, ob sie erforderlich sind, diskutierte man öffentlich nicht mehr, einzelne Reformgehalte überließe man transnationalen Urhebern. Angermüller und Scholz konstatieren erklärend, dass durch die Nomination in den Diskurs fremdartige Formationen, sog. Vor-Konstrukte, eingeführt werden, die den Eindruck von etwas Selbstverständlichem, Evidentem und mit höherem Maß der Legitimität Versehenem erwecken sollen. Durch die Nomination prä-konstruiere man eine asymmetrische Perspektive zwischen den aktuellen und ebenfalls prä-konstruierten, verdeckten Sprechern. Dies ist ihnen zufolge möglich, weil ein Eigenname seinen Referenten erst durch den Akt des Benennens gewinnt. Und dies sei ein ungeschlossener Diskursprozess: die in je neuen Kontexten gebrauchte Bedeutung eines Eigennamens ändere sich fortdauernd [vgl. Angermüller/Scholz 2013: 307].

Die Grundlage der geschilderten Diskursumwandlungen scheint darin zu bestehen, dass unter dem Namen Bologna zwei Mengen von Maßnahmen auf nicht transparente Weise, zumindest für den Rezipienten, vermischt und durchgesetzt wurden, sodass nicht populäre Vorhaben, die selbständig und offen nur schwierig oder überhaupt nicht umzusetzen waren, die gesetzliche Form und Verbindlichkeit gewinnen konnten. Die eher positiv klingenden Gehalte wie „Europäischer einheitlicher Bildungsraum“ und „Zusammenarbeit“ oder „Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit“, die mit „Bologna“ vordergründig assoziiert wurden, haben die negative Agenda über den nationalen Legislativprozess mitgeschmuggelt, die bestand in „Verkürzung der Studiendauer“ oder „Reduktion des Universitätsunterrichts auf Verschulung, die ohne Bewusstsein der breiteren Zusammenhänge bloße Berufsqualifikation bietet“. Was auf nationaler Ebene als Verschulung nicht durchgesetzt worden wäre, konnte man

durch die Ausblendung einer anderen Gruppe von Sememen als europäischen Einheitsraum verwirklichen.

(4) Sprachphilosophische Aufklärungen

Ist nun die kommunikative Absicht derer, die die Bezeichnung „Bologna“ gebraucht haben, als Durchsetzung der zunächst auf nationaler Ebene abgelehnten Hochschulreform zu begreifen, dann dürfen wir den auffälligen Ausdruck "Bologna" als Stileffekt auffassen, der den Kommunikationszweck wirkungsvoll unterstützt hat. Diese Unterstützung gründet jedoch im Nichtwissen des Rezipienten bzw. im Ablenken seiner Aufmerksamkeit, in jedem Fall im Nicht-Erkennen der kommunikativen Absicht des Sprechers bzw. der Sprecher.

Definieren wir also *den manipulatorischen Stil* als solch einen, in dem zum Verfolgen der kommunikativen Absicht seitens des Emittenten deren erzielt Nicht-Begreifen auf der Seite des Rezipienten gehört, wobei der Rezipient einen Ersatzzweck der Kommunikation annehmen muss.

Der manipulatorische Stil besteht also offensichtlich aus zwei Kommunikationsabsichten, von denen die eine, vordergründige, von dem Rezipienten erkannt wird, während die andere nur dem Emittenten vorbehalten bleibt. Mit Grice' Terminologie ausgedrückt, basiert der manipulatorische Stil auf Verletzung des Kooperationsprinzips.

Kommen aber in einer Kommunikationssituation zwei Kommunikationsabsichten vor, müssen wir auch die Funktionen der verwendeten Sprachmittel differenzieren, je nachdem, welche Kommunikationsabsicht den Rahmen für die Erteilung und Beurteilung ihrer Werte bietet. Wenn der Ausdruck „Bologna“ nur für den Emittenten in seiner kommunikativen Funktion transparent ist, nämlich in seiner Aufgabe, zum Erfolg der kommunikativen Absicht (der Durchsetzung der Hochschulreform) manipulatorisch beizutragen, bleibt er für den Rezipienten neutral bzw. Träger eines Stilwerts, der zum internationalen, zumeist im Rahmen des publizistischen Funktionalstils geführten Diskurs über die Zusammenarbeit im Bereich des Schulwesens gehört. Eine der Bestimmungen des manipulatorischen Stils ist also, dass dieselben Sprachmittel je eine andere Rolle für einzelne Kommunikationspartner spielen sollen.

An dieser Stelle entwickeln wir also die hypothetische Feststellung, dass die Hochschulreform zielbewusst unter dem „transnationalen“ Eigennamen entdemokratisiert wurde (Die für die Stilmittelanalyse relevante Hypothese: es war eine absichtliche Manipulation, eine PR-Verschwörung von medialen Experten oder ähnliches). Käme die verschwörerische Einsetzung des Eigennamens in der manipulatorischen Absicht nicht vor (wirkte der Eigenname nur durch Zufall fördernd für die politische Durchsetzung des Liberalisierungsprojekts, dessen Bestandteil Bologna zu sein scheint), hätte er den Charakter eines Stileffekts in Eroms Auffassung nicht, da dieser ein solches Sprachmittel nur unter der Bedingung einer bewussten Anwendung qualifiziert. (Wir vertreten hier eher die Ansicht, dass, wenn Sprachmittel einer Gruppe von Sprechern denselben Stileffekt objektiv haben können, die Frage des Bewusstseinsgrades ihre Brisanz verliert. Die Sprecher brauchen, einander nachahmend, ihren kommunikativen Erfolg überhaupt nicht zu verstehen, und trotzdem erzielen sie ihn.) In dem Fall des unschuldigen Zufalls, der als Alternative zuzulassen ist, könnte es sich im diskursiven Gebrauch des Namens Bologna um einen stilistischen Fehler handeln, da er die kommunikative Absicht vereitelt, nämlich eine ehrliche und aufrichtige, noch vor der legislativen Umsetzung zu erfolgende Belehrung über die Vorteile eines alle Nationen vereinigenden unternehmerischen Bildungskonzepts.

Wenn die Autoren darauf hinweisen, dass die Bedeutung der Eigennamen mannigfaltig und kontextuell fluid ist, scheint das mit der üblicherweise angenommenen Auffassung zu kollidieren, dass Eigennamen als monosemische Ausdrücke zu verstehen sind, deren Funktion in der „festen Designation“ besteht, also in dem Umstand, dass sie „in allen möglichen Welten“ dasselbe bezeichnen. Dabei wird aber kaum bestritten, dass ihre konnotativen Bedeutungen durch Kontextualisierungen hervorgerufen werden.

Stellen wir uns nun die Frage danach, welche der einflussreichsten Eigennamentheorien aus dem Bereich der Logik oder der Sprachphilosophie die beschriebene diskursive Lage am besten aufklären könnte.

Nach Rudolf Carnap ist die Intension (der Sinn) eines singulären Ausdrucks ein durch ihn ausgedrückter „individueller Begriff“ [Carnap 1947: 40]. Abgesehen von der Tatsache, dass die Verbindung von „indi-

viduell“ und „Begriff“³ ein Oxymoron ist, müsste jede Analyse der Manipulation durch einen Eigennamen in die zu grobe Konstatierung münden, dass der verwirrte Rezipient den Ausdruck einfach nicht versteht.

Laut Gottlob Frege werden individuelle Gegenstände dem Denken in verschiedenen Gegebenheitsweisen zugänglich, die den verschiedenen „Sinnen“ entsprechen, in denen diese Gegenstände aufgefasst werden [Frege 1892: 26]. So könnten wir „Bologna“ als in mehreren Bedeutungen⁴ zu erfassenden individuellen Gegenstand verstehen, wobei einige dieser Bedeutungen als „Verschulung“, „Verkürzung“, „Vereinheitlichung“ von Hochschulstudium formuliert werden könnten. Für einige Rezipienten kann es zuletzt einen informativen Wert haben, zu erfahren, dass Vereinheitlichung dasselbe Ding bedeutet (bezeichnet) wie Verschulung, ebenso wie dies der Fall ist in Freges berühmtem Beispiel der Entdeckung, dass der Morgenstern und der Abendstern in einem Gegenstand namens Venus zusammenfallen (dass sie Sinne desselben individuellen Planeten sind [vgl. Frege 1892: 27]).

Bei Bertrand Russel sind „authentische“ Eigennamen nur semantisch leere, deiktische Bezeichnungen wie *dies* oder *jenes*, wobei die üblicherweise so bezeichneten Ausdrücke verschleierte Deskriptionen sind oder deren Verkürzungen [Russel 2010: 79⁵]: „es gibt etwas, was in Bologna vereinbart wurde und Verschulung statt universitäre Bildung bringt“ oder „etwas, was europäischen Hochschuleinheitsraum stiftet usw.“ würde durch *Bologna* verkürzt. In dieser Auffassung würde *Bologna* nicht durch passende Bedeutungen erfasst, sondern mit denen synonymisiert.

Im Denken Keith Donnellans finden wir eine aufschlussreiche Unterscheidung, und zwar die zwischen der attributiven und der referentiellen Verwendung der Deskriptionen: Man kann erfolgreich durch eine Deskription (attributiv) auf einen nicht gegebenen und sonst unbekanntem

³ Carnaps Beispiel: *Walter Scott, the Rational Animal Author of Waverly, The Author of Waverly* sind 3 verschiedene „individuelle Begriffe“, die dieselbe Extension haben. Zwei letztere sind Deskriptionen mit Eigennamen, der erste ist ein Eigenname, beide Typen für „individuelle Begriffe“ zu halten finde ich zu undifferenziert und somit nicht aufschlussreich [vgl. Carnap 1947: 41].

⁴ Nirgendwo im Text verwende ich den Ausdruck „Bedeutung“ in Freges eigenartiger Weise.

⁵ Russel erklärt z. B., dass „the name ‚Romulus‘ is not really a name but a sort of truncated description. It stands for a person who did such-and-such things, who killed Remus, and founded Rome, and so on. It is short for that description; if you like, it is short for *the person who was called ‚Romulus‘*“ [Russel 2010: 79].

Gegenstand verweisen, oder man kann durch eine oder dieselbe Beschreibung (referentiell), die in diesem Fall sogar unrichtig sein mag, auch erfolgreich auf einen gegebenen oder bekannten Gegenstand Bezug nehmen. Sein Beispiel: *Ich meine denjenigen, der Smith ermordet hat*, wobei *ich* noch nicht weiß, wer das gemacht hat, und *Der Mörder von Smith ist wahnsinnig*, was ein Beobachter des noch nicht oder falsch überführten Angeklagten, auf diesen zeigend, im Gerichtsraum sagt [vgl. Donnellan 1966: 286]. Stellen wir nun fest, dass in unserem Bologna-Fall sich der angenommene Manipulator durch die Verwendung von *Bologna* bezieht auf die komplexe Wirklichkeit von Bologna (Verschulung+Verkürzung +Einheitsraum+usw.) eher referentiell, während der Rezeptor der Manipulation sich darauf attributiv bezieht. (Der Rezipient bezieht sich auf etwas/alles, was die Eigenschaft von *Experten zu schaffender Einheitsraum* hat.) Das folgt aus der epistemisch asymmetrischen Position beider, die die Manipulation erlaubt.

Nach John Searle gebrauchen wir Eigennamen nicht als Verkürzungen an Stelle von spezifischen Deskriptionen. Wir verwenden sie, damit wir eben der Forderung ausweichen, festzustellen, welche Bestimmungen den Gegenstand auszeichnen, auf den wir referieren. Auch wenn einige deskriptive Bestimmungen der Referenten zum Bezugnahme auf dieselben erforderlich sind, ist dieses Referieren nicht an einige bestimmte Deskriptionen gebunden, das „Bündel“ der deskriptiven Gehalte (Eigenschaften) kann verschieden gemischt werden. Ein Eigenname trägt eine offene Menge von Eigenschaften, die aber keine Leermenge sein darf, wobei keine einzelne der Eigenschaften notwendig ist.⁶ So bezeichnet der Ausdruck *Bologna* eine freie Menge von Bestimmungen wie *Verschulung*, *Verkürzung*, *Einheitsraum gründend* usw., wobei das Wort als Subjekt jedes dieser Prädikate (Deskriptionen) verlieren kann, ohne aufzuhören, „Bologna“ zu sein.

Bei Saul Kripke, der an John Stuart Mill anknüpft, beziehen wir uns durch Eigennamen direkt auf deren Träger, sie implizieren keine Gehalte, sondern bezeichnen ohne jede deskriptive Vermittlung. Eigennamen sind nicht synonym mit einer Deskription oder mehreren Deskriptionen, wo-

⁶ Eigennamen funktionieren nicht als Deskriptionen, sondern „as pags on which to hand descriptions.“ /.../ „To use a propre name referringly is to presuppose the truth of certain uniquely referring descriptive statements, but it is not ordinarily to assert these statements or even to indicate which exactly are presupposed“ [Searle 1958: 171].

durch Russels Ausführungen zurückgewiesen werden. Der Grund liege darin, dass man einfach auch mit einer zu breiten Deskription erfolgreich referieren kann, was mit der Position Donnellans ebenfalls behauptet wird. Deskriptionen sind flexible Designatoren, in verschiedenen Welten können ihnen verschiedene Gegenstände entsprechen. Eigennamen sind dagegen feste Designatoren, denen in allen möglichen Welten nur bestimmte und immer dieselben Individuen entsprechen [Kripke 1999: 91]. Nach Kripkes sozialer, „kausal-historischer“ [Kripke 1999: 94] Referenztheorie kann man erfolgreich mit einem rigiden Designator referieren, ohne den Gegenstand mit deskriptiven Bestimmungen identifizieren zu können bzw. zu müssen oder gar ohne eine einzige wahre Überzeugung über ihn zu haben; es ist genügend, wenn man sich mit der Absicht darauf bezieht, worauf sich die Person, von der ich die Referenzstaffel übernommen habe, bezogen hat. Den Gedanken hat Hillary Putnam weiterentwickelt⁷, indem er über „sprachliche Arbeitsteilung“ besonders zwischen Fachmännern und Laien sprach. Auf diese Weise wird sprachphilosophisch das Wirkungsfeld von Expertenpositionen dargestellt, wie es Angermüller und Scholz annehmen.

Die Manipulation in unserem Beispiel ist, wie wir gesehen haben, mit Ausnahme von Carnaps und Russels Theorien durch alle referierten sprachphilosophischen Konzeptionen erklärbar. Die in ihnen thematisierte eigenartige Einheit von durch Appellativa ausgedrückten Gehalten, die epistemische Weise, wie diese im Träger des Eigennamens vorgestellt werden, hängt ganz sicher mit dem Phänomen der Versprachlichung der Welt, mit der Grundfunktion der Sprache als solcher zusammen. Sprachlich wird die Realität so vermittelt, dass bedeutungsgemäß verschiedene, in mancher Hinsicht sogar gegensätzliche oder kategorial nicht kommensurable Größen verknüpft werden. Erinnern wir an Teubers Einsicht, dass die Sprache uns Repräsentationen⁸ „verfügbar /macht/, die Informationen aus verschiedenen Sinnesbereichen miteinander verknüpfen und somit intersensorisch oder suprasensorisch sind, aber wie das erreicht wird, ist weiterhin ein Rätsel“ [Teuber 1967: 209]. Denselben Gedanken vertritt Geschwind, der, wie Eccles referiert, im Kontext seiner Betrachtungen über die Evolution des Gehirns annimmt, „dass bestimmte Felder des

⁷ Auch in seinem bekannten „Zwasser“-Beispiel [Putnam 1975: 223f].

⁸ Teuber spricht an dieser Stelle von „Begriffen“, ich schlage hier „Repräsentationen“ oder „Vorstellungen“ als Übersetzung vor.

Gehirns⁹ im Laufe der Evolution eine spezielle Funktion dadurch erhalten, dass Meldungen von zwei oder mehr Sinnesorganen bei ihnen zusammenliefen. Wenn etwa die sensorischen Informationen des Tast- und des Gesichtssinnes bei denselben Neuronen zusammenlaufen, /.../, konnten diese Neuronen signalisieren, dass das ertastete mit dem gesehenen Ding identisch ist, mit der Folge, dass es objektiviert und mit einem Namen benannt werden konnte“ [Eccles 1993: 147-148; vgl. Geschwind 1965].

Nun stellen wir fest, dass was bei den sensorischen Gehalten der Fall ist, gilt auch mit einer Modifikation für die begrifflichen. Den Charakter der Objektivität nehmen einzelne Korrelate unserer psychischen (intentionalen) Aktivität dadurch auf, dass sie gleichsam Durchschnitte von verschiedenartigen Gehalten (Eigenschaften) werden, die an sich nichts gemeinsam haben (müssen). Daran scheint sich die Sprache wesentlich zu beteiligen.

Im Unterschied zu den sensorischen Qualitäten, die in der Vorstellung eines einheitlichen sinnlichen Gegenstandes frei verknüpfbar sind, verhält es sich aber mit den Bedeutungsrelationen etwas komplizierter, da diese mehrere Typen der Verknüpfung zulassen, wie z. B. Komplementarität, Kontrarität, verschiedene Arten der Implikation usw. So kann die „Vereinheitlichung“ eine gewisse „Vereinfachung“ oder „Verflachung“ der Studienprogramme mit bedeuten, also eine Lage, in der man zu Lasten der Qualität eine alle und alles umfassende Inklusion und Kommensurabilität bevorzugt. Dann würde der Eigename nicht erst den Zusammenhang zwischen zwei oder mehreren Gehalten stiften, sondern ihn (mit) bezeichnen, wobei natürlich auch andere, mit den ersteren vielleicht überhaupt nicht zusammenhängende Bestimmungen frei angeschlossen werden können. Damit wird gesagt, dass Eigennamen einige Verknüpfungen bloß bezeichnen, andere gründen. Das Letztere halten wir für die wesentliche Funktion der Eigennamen als Eigennamen, beide Leistungen bieten jedoch ihr manipulatorisches Potential.

Unsere bisherigen Ausführungen haben verständlich gemacht, warum Eigennamen eine Rolle spielen, die man in der Linguistik gründlich genug nur bei Metaphern beschrieben hat, nämlich einige Züge der Wirklichkeit hervorzuheben und andere auszublenden [vgl. Lakoff/Johnson

⁹ Geschwind meint hier wahrscheinlich das Wernicke-Zentrum.

2008: 18]. Mit Einbeziehen der entscheidenden Unterscheidung Donnellans von attributivem und referenziellem Gebrauch von Deskriptionen (also von auf ein X mit angenommener Eigenschaft oder auf wahrnehmungsgemäß oder andersartig zugänglichen Gegenstand bezogenen Bedeutungen) öffnet sich darüber hinaus der Weg einer kritischen Reflexion der alltäglichen sowie wissenschaftlichen Versprachlichung der Welt: Wenn man zum Beispiel einen noch unbekanntem Gegenstand einer experimentellen Untersuchung im Rahmen einer Naturwissenschaft unterziehen möchte, woran erkennt man, welche Messgeräte oder welche der potentiell unendlichen Mengen der Interaktionen oder Prozeduren geeignet sind für die Ermittlung der wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes? Oder wo liegt der Anfang und das Ende eines erst zu erforschenden Naturvorganges? Auch wenn diese, jedes Experiment erst ermöglichenden, das Wesen des Dinges bestimmenden willkürlichen Vorentscheidungen vor-wissenschaftlich sein müssen, wenn sie logischerweise auch außerhalb der Kompetenz von Naturwissenschaften stehen, vollziehen sie sich doch sprachlich durch manche Benennens- und Bezeichnungsvollzüge, die definierbare Reichweite und Kompetenz haben. Man kann in jeder Erkenntnisphase z. B. die Frage stellen, ob sich der Wissenschaftler in dieser oder jener Formulierung auf seinen zu erforschenden Gegenstand mit bestimmten Deskriptionen/Bedeutungen referentiell oder attributiv bezieht, das bedingt nämlich die nächsten Schritte der Forschung: Funktioniert der oder jener verwendete allgemeine Ausdruck als Name, so dass er nichts vom Gegenstand impliziert, oder begrifflich bestimmend oder bestimmend und referentiell zugleich, was offensichtlich die größte Verwirrung erbringen kann? Ist es vielleicht oft nicht der Fall, dass die einzig wissenschaftlich haltbare Weise des anfänglichen Herangehens die referentielle wäre, während man sich aber von den angenommenen attributiven Gehalten den Gegenstand stabilisieren lässt und von ihnen sich selbst bei experimentalen Projekten führen lässt, sodass man Attribution und Referenz gleichsam zum Schmelzen bringt mit der bedauernden Konsequenz, das Vorausgesetzte für experimentale belegte Wirklichkeit zu halten? Oder: Kommt einem Gegenstand eine Eigenschaft wesentlich zu oder nur in der nur seine Oberfläche betreffenden Interaktion mit einem Messgerät? Und wird aus dieser oberflächlichen Eigenschaft eine Menge von zusammenhängenden Eigenschaften dedu-

ziert und der Gegenstand für einen Träger dieser Menge gehalten, sodass man eine Summe von vielleicht exakten Erkenntnissen hat, die aber vom Ding selbst nichts oder fast nichts sagen? Wenn ein Ding durch „referentielle“ Sprachhandlung in ein experimentelles Milieu gebracht wird, so verrät die Verfasstheit dieses Milieus, dass das angeblich referentielle recht attributiv gemeint worden sein kann.

ZUSAMMENFASSUNG

Mit den stiltheoretischen Begriffen des pragmlinguistischen Ansatzes von Hans-Werner Eroms und aufgrund der von Johannes Angermüller und Ronny Scholz erforschten sprachpolitischen Geschichte der Durchsetzung einer Hochschulreform, nämlich des Bologna-Prozesses, wurden im Text wesentliche sprachphilosophische Bedingungen des manipulativen Stils durch Eigennamen offengelegt. Dabei zeigten sich Donnalens Referenztheorie und Kripkes Begriff des rigiden Designators besonders hilfreich. Die das Kooperationsprinzip verletzende Manipulation basiert auf den Implikationen der kausal-historischen Referenztheorie (Kripke) und auf den Spannungen und undurchsichtigen Verwechslungen von attributiver und referentieller Bezogenheit auf den besprochenen Referenten. Den Befund der Analyse haben wir schließlich in Zusammenhang gebracht mit einer wichtigen evolutionären Betrachtung, die die Versprachlichung der Wirklichkeit als solche zum Thema machte: Die wesentlichen Bedingungen der sprachlichen Manipulation durch einen Eigennamen sind eigentlich konstituierend für das Phänomen Sprache als solche.

BIBLIOGRAPHIE

- Adelung 1785 – *Adelung, Johann Christopf*. Ueber den deutschen Styl. Berlin, 1785: Voß
- Angermüller/Scholz 2013 – *Angermüller, Johannes / Scholz, Ronny*. Semantische und kommunikative Dimensionen diskursiven Wandels Ein integrativer Ansatz zur Analyse der Makro- und Mikrostrukturen am Beispiel des Bologna-Diskurses // Busse, Dietrich; Teubert,

- Wolfgang (Hg.) (2013). *Linguistische Diskursanalyse: Neue Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Donnellan 1966 – *Donnellan, Keith*. Reference and Definite Descriptions // *Philosophical Review* 75, 3: 281-304. Duke University Press, 1966.
- Carnap 1947 – *Carnap, Rudolf*. *Meaning and Necessity: A Study in Semantics and Modal Logic*. Chicago, 1947, verfügbar unter: <<https://archive.org/details/meaningandnecess033225mbp/page/n23>>
- Eccles 1993 – *Eccles, John, C.* *Die Evolution des Gehirns – die Erschaffung des Selbst*. München/Zürich, 1993.
- Eroms 2014 – *Eroms, Hans-Werner*. *Stil und Stilistik*, 2. Auflage, Berlin, 2014: Erich Schmidt Verlag.
- Frege 1892 – *Frege, Gottlob*. Über Sinn und Bedeutung // *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*. Bd. 100/1, 1892: 25-50, verfügbar unter: <http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/frege_sinn_1892?p=22>
- Geschwind 1965 – *Geschwind, Norman*. Disconnexion syndromes in animals and man. Part I. *Brain* 88, 1965: 237-294.
- Grice 1975 – *Grice, Herbert Paul*. Logic and conversation // Cole, P. & Morgan, J. (eds.). *Syntax and Semantics*. Volume 3. New York, 1975: 41-58.
- Kripke 1999 – *Kripke, Saul*. *Naming and Necessity*. Harvard University Press, 1999.
- Lakoff/Johnson 2008 – *Lakoff, George/Johnson, Mark*. *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl Auer Verlag, 6. Auflage, 2008.
- Moritz 1793 – *Moritz, Karl Phillip*. *Vorlesungen über den Styl*. Berlin, 1793.
- Putnam 1975 – *Putnam, Hilary*. The meaning of 'meaning' // H. Putnam: *Mind, language and reality*. *Philosophical papers*. Volume 2. Cambridge: Cambridge University Press, 1975: 215-271.
- Russel 2010 – *Russell, Bertrand*. *The Philosophy of Logical Atomism*. London and New York 2010, verfügbar unter: <<https://sites.ualberta.ca/~francisp/NewPhil448/RussellPhilLogicalAtomismPears.pdf>>

- Sanders 2000 – *Sanders, Willy*. Vorläufer der Textlinguistik: die Stilistik // Brinker/ Antos/ Heinemann/ Sager, (Hrsg.). Text und Gesprächslinguistik. Band I., Berlin/New York 2000: 17-28.
- Searle 1958 – *Searle, John*. Proper Names // *Mind*. New Series. Vol. 67. No. 266 (Apr., 1958), pp. 166-173, verfügbar unter: <<http://michaeljohnsonphilosophy.com/wp-content/uploads/2015/08/John-Searle-Proper-Names.pdf>>
- Teuber 1967 – *Teuber, Hans-Lukas*. Lacunae and research approaches to them // C.H. Millikan and F.L. Darley (eds): *Brain Mechanisms Underlying Speech and Language*. New York/London, 1967: 204-216.